Wer bist du, Gianni?

Wir haben mit 84 Menschen über den mächtigsten Schweizer der Gegenwart gesprochen: Fifa-Präsident Gianni Infantino.

Von Elia Blüle und Boas Ruh, Republik, 06.06.2026

Diese Geschichte beginnt – wie fast alle grossen Abenteuer – im Büro 108 der Republik-Redaktion.

Es ist der 5. Dezember 2025. Auf einem der Bildschirme läuft BBC, live aus Washington, live aus dem John F. Kennedy Center oder, wie es ja damals für kurze Zeit hiess, dem «Trump Kennedy Center». Im Zentrum der Bühne ragt eine Trophäe empor: Zerfurchte Hände aus Gold stemmen einen Globus – oder klammern sich daran fest. So genau lässt sich das nicht sagen.

Daneben Fifa-Präsident Gianni Infantino.

Die Glatze glänzt im Scheinwerferlicht, die Schultern wie immer leicht hochgezogen, als erwarte er einen Schlag in den Nacken.

Donald Trump betritt die Bühne. Infantino klatscht so laut, dass die Lautsprecher scheppern.

Kein anderer ausländischer Funktionär hat Trump in dessen zweiter Amtszeit so oft besucht wie Gianni Infantino. Er tauchte überall auf. Bei der Inauguration. Als Trump seinen Friedensrat gründete. Als Trump den Gaza-Frieden diktierte. Lachend im Hintergrund, als Trump den Golf von Mexiko umbenannte.

Und jetzt verleiht er Donald Trump einen «Friedenspreis». Infantino hat ihn eigens für Trump erfunden.

Gianni Infantino führt seit rund zehn Jahren den Weltfussballverband. Seine Aufgabe wäre es, Turniere zu organisieren, Geld zu verteilen, Spielregeln zu hüten. Doch Infantino betreibt mit dem Fussball Weltpolitik. Viele Gesprächspartner werden uns später sagen: Er sei zum mächtigsten Schweizer aufgestiegen. Und dabei selbst Wegbegleitern fremd geworden.

Am Nachmittag, als Infantino den Fifa-Friedenspreis an Donald Trump verleiht, fragen wir uns: Ist ihm dieses Einschleimen nicht peinlich? Was verspricht er sich davon? Ist es die Macht, die Gianni Infantino zu einem solchen Menschen gemacht hat – oder war er schon immer so?

Wir wollen Infantino verstehen. Und dafür mit so vielen Menschen wie möglich sprechen. Mit Freunden, Feinden, Familie.

Und natürlich: mit Gianni Infantino selbst.

Es bleiben uns zu diesem Zeitpunkt noch sechs Monate bis zum Start der Fussball-WM in Amerika.

«Wir sind ganz normale Menschen»

Den ersten Gesprächspartner treffen wir in der Lobby eines Luxushotels. Ein Schild bittet am Eingang, auf lockere Kleidung zu verzichten. Wir hatten den Treffpunkt vorgeschlagen, weil wir ihn für standesgemäss hielten. Der Mann, ein früherer hochrangiger Fifa-Funktionär, reist mit dem Zug an, kommt fünf Minuten zu spät und entschuldigt sich dreimal dafür. Schnell merken wir: Das Luxushotel hätte es nicht gebraucht; der Mann trägt Turnschuhe und bestellt nicht Dom Pérignon, sondern eine Cola zero mit Eis und Zitrone.

Er nimmt einen Schluck und stellt gleich klar: Das Gespräch müsse vertraulich bleiben, sein Name dürfe nicht öffentlich werden, er sei weiterhin im Fussballgeschäft tätig. Eines Tages werde er ein Buch schreiben, alles offenlegen – doch das komme einem beruflichen Suizid gleich. Mit uns spricht er trotzdem, mehr als zwei Stunden lang. «Ich respektiere die Presse», sagt er. Wir sollen aufschreiben, was er uns erzählt.

Der Mann kennt Infantino aus der Zeit, als dieser 2016 Fifa-Präsident wurde.

Im Jahr zuvor hatte die Polizei das Zürcher Hotel Baur au Lac gestürmt und mehrere Fifa-Funktionäre verhaftet. Die Bundesanwaltschaft eröffnete ein Strafverfahren gegen den damaligen Fifa-Präsidenten Sepp Blatter wegen ungetreuer Geschäftsbesorgung und Veruntreuung. Im Zentrum stand eine 2-Millionen-Zahlung an Uefa-Präsident Michel Platini, der Blatter an der Fifa-Spitze beerben sollte. Das Gericht sprach die beiden später frei, sie waren aber verbrannt. Blatter trat zurück, Platini wurde gesperrt, der Ruf der Fifa war zerstört: Spätestens jetzt galt sie als hoffnungsloser Hort der Korruption.

Dann kam Infantino wie aus dem Nichts. Um seinen Aufstieg ranken sich viele Gerüchte, keines konnte belegt werden. Sicher ist: Infantino war zum richtigen Zeitpunkt am richtigen Ort.

Er wolle das Ansehen der Fifa wiederherstellen, sagte Infantino, als er direkt nach seiner Wahl zum Präsidenten seine Antrittsrede hielt: «Die ganze Welt wird uns applaudieren für das, was wir tun werden.»

Seine Schwester postete am Tag seiner Wahl ein Familienfoto auf Facebook. Alle, auch die 81-jährige Mutter, trugen T-Shirts mit der Aufschrift «Gianni». Darunter stand: *«We are molto stolz.»* Ein anderes Foto von diesem Tag zeigt seine Schwester, wie sie ihren Bruder auf die Schläfe küsst und seine Wange hält. Da strahlte Infantino noch unbeschwert, fast jungenhaft.

Einen Tag später, beim Frühstück, erzählte Infantino einem «Blick»-Reporter zur Begrüssung, er erscheine nicht zum ersten Mal auf der Titelseite der Zeitung. Fünf Tage nach seiner Geburt sei er schon dort abgebildet gewesen.

«Schnelle Piloten retteten Neugeborenem das Leben», lautet die Schlagzeile damals.

Baby Infantino litt an Gelbsucht, einzig eine Bluttransfusion konnte sein Leben retten. Das Rote Kreuz fand bloss zwei Spender mit passender Blutgruppe – einen in Bristol, einen in Belgrad. Swissair-Maschinen flogen das Blut nach Zürich, ein Helikopter brachte es weiter nach Brig, wo Infantino im Spital lag.

Infantinos Feinde sagen, genau so habe er sich nach der Wahl präsentieren wollen: als jemand, der sogar den Tod besiegt.

Infantinos Freunde sagen: Damals sei er noch ehrlich, vielleicht auch unbedarft gewesen.

Als Infantino nach seiner Wahl den Fifa-Komplex auf dem Zürichberg betrat, schneite es. «Es war kalt, minus drei, vier Grad Aussentemperatur», erzählte er einmal. «Im Gebäude drinnen war es wahrscheinlich minus dreissig Grad.»

Die alte Fifa-Garde hiess Infantino willkommen wie das Rudel den fremden Wolf.

Da war zum Beispiel die Geschichte mit den Matratzen.

Bereits nach drei Monaten listeten Mitarbeiterinnen in einem Dossier Verfehlungen auf, die sich Infantino geleistet haben soll. So bestellte er für das Fifa-Appartement Matratzen zum Preis von 11’440 Franken. Oder: Den Jahreslohn, den eine Kommission vorschlug, soll Infantino zurückgewiesen haben, weil der Betrag «beleidigend» sei. Die Summe: 1,9 Millionen Franken.

Das Dokument gelangte an die Öffentlichkeit – und widersprach dem Bild, das Infantino von sich zeichnete.

Auf seiner ersten Auslandsreise buchte Infantino ein Ticket bei Easyjet.

«Wir sind normale Menschen und müssen uns wie normale Menschen verhalten», sagte er.

Später stellte sich heraus: Die Easyjet-Reise war keine Geste der Bescheidenheit, sondern eine Notlösung. Eigentlich wollte Infantino im Privatjet fliegen. Doch der damalige Generalsekretär stoppte den Plan, weil er gegen interne Regeln verstiess.

Im Luxushotel erklärt der frühere Fifa-Funktionär, Infantinos Vorgänger Sepp Blatter sei nie vom grossen Geld angezogen gewesen.

«Er war glücklich, wenn er eine Scheibe Bündnerfleisch und ein Stück Käse hatte», erzählt er. «Infantino aber wollte den Papst kennenlernen, im teuren Privatjet rumfliegen und den ganzen Scheiss.»

Einer der wenigen, die offen und mit Namen über die Anfangszeit von Gianni Infantino sprechen, ist Alexander Koch. Er nennt sich bei Linkedin «Keynote-Speaker» zur Fifa. Das macht er neben seiner Tätigkeit als Klassenlehrer in einer Sekundarschule. Bis 2017 war er Fifa-Pressesprecher.

Seine Aufgabe war es, das Ansehen des Verbands zu verbessern. «Das Image ins rechte Licht zu rücken», wie er sagt. Als ihm gekündigt wurde, traf ihn das hart.

Heute sagt er: «Ein Riesenglück.»

Nach der Wahl habe er zunächst Hoffnungen in den neuen Präsidenten gesetzt – doch die seien schnell verflogen. «Kurz danach sagten mir Leute von der Uefa: Alex, ihr habt uns das grösstmögliche Geschenk gemacht.»

Der ehemalige Fifa-Funktionär im Luxushotel räumt zwar ein, Infantino sei «clever», sein Sprachtalent beachtlich – er beherrscht sechs Sprachen. Doch die Gespräche, die wir mit zahlreichen Vertretern der alten Fifa-Garde geführt haben, kennen kaum Grautöne. Viele dieser Männer – und ja, es sind ausschliesslich Männer – sind gekränkt, wurden aussortiert. Sie überhäufen Infantino mit allerlei Vorwürfen, belegen können sie die wenigsten. Und ihr Unverständnis für den heutigen Infantino ist oftmals so gross wie das unsere.

Vielleicht müssen wir also doch noch etwas weiter zurück, um zu verstehen, wie Gianni Infantino zum einflussreichsten Schweizer wurde.

«Das mit Infantino ist alles viel komplizierter»

Wir reisen nach Brig und begutachten das Perron 1.

Ein alter Walliser, mit dem wir vor unserer Reise korrespondiert hatten, hatte uns erzählt, hier habe Mama Infantino Studenten Heftchen und Zigaretten verkauft und neben sich im Kiosk stets ihren kleinen Jungen gehabt.

Am Perron 1 trafen früher die italienischen Saisonniers ein. Hier mussten sie sich ausziehen und warten, bis Ärztinnen und Fremdenpolizei urteilten, ob ihre Körper gesund genug waren, um das Schweizer Bruttoinlandprodukt zu steigern.

Mutter Maria arbeitete als Hausmädchen, Vater Vincenzo war Tellerwäscher im Bahnhofbuffet. Später ging er mit einem Kioskwägeli die Gleise auf und ab, verkaufte Getränke, Sandwiches, Zigaretten, wenn ein neuer Zug ankam. Die Saisonniers nannten Vincenzo Infantino den «guten Engel vom Bahnhof Brig».

Gianni Infantino kam am 23. März 1970 zur Welt. Drei Monate später stimmte die Schweiz über die Schwarzenbach-Initiative ab, die den Ausländeranteil auf 10 Prozent senken wollte. «Da haben wir gezittert», erzählte Mutter Infantino einmal. Alle Ausländerinnen in Brig hätten ihre Siebensachen gepackt.

Mitten in Brig, neben dem Kloster St. Ursula und der Kapelle des heiligen Antonius, liegt das Kollegium Spiritus Sanctus. Hier besuchte Infantino das einzige deutschsprachige Gymnasium im Wallis. Infantino habe eine sehr schnelle Auffassungsgabe gehabt. So erinnert sich eine ehemalige Mitschülerin. Nicht nur in den naturwissenschaftlichen Fächern, sondern auch in Deutsch, Geschichte oder Philosophie habe Infantino brilliert. Die neusprachliche Matura schloss er als Klassenbester ab. Notenschnitt: 5,3.

Seine Klasse gab im Abschlussjahr einen Sternzeichenkalender heraus. *«Z Gianni»* ist Widder. Da steht: «Der energiegeladene, meist recht optimistische Widder ist ein Draufgänger und steckt seine Nase auch mal in Dinge, die ihn nichts angehen. Man findet unter ihnen begeisterte Sportsleute.»

Im Impressum der Maturaschrift wird er als *«Sprüchlichlopfer»* verdankt.

Wir nähern uns dem Kollegium. Noch bevor wir den Eingang finden, erspäht uns der Rektor. Gerhard Schmidt leitet seit dreizehn Jahren das Gymnasium – noch bis zum Sommer, dann geht er in den vorzeitigen Ruhestand. Er lädt uns zum Mittagessen ein. Die Schule wird gerade renoviert, die Kantine ist provisorisch im «Schicksaal» eingerichtet, dem früheren Prüfungsraum.

Wir setzen uns draussen in die Sonne.

Der Rektor ist stolz auf seine Schule. Und auf seine Ehemaligen. SRF-Journalist Christof Franzen etwa oder Alt-Bundesrätin Viola Amherd, beide sind später an die Schule zurückgekehrt, um an Veranstaltungen teilzunehmen. Auf die Idee, Infantino einzuladen, sei er bisher nicht gekommen, sagt Schmidt.

«Das soll nicht heissen, dass wir ihn nicht hier haben wollen. Aber es besteht auch kein dringender Wunsch, ihn einzuladen.»

Viele Briger wollen nicht mit uns über Infantino sprechen. «Suchen Sie jemanden anderes», schreibt etwa der Pfarrer. In der «Brasserie des Cheminots» empfängt uns dann doch einer, der Infantino lange kennt und einiges über ihn zu sagen hat. Im Restaurant hängt ein Foto von Gianni Infantino neben denen weiterer Berühmtheiten, die hier eingekehrt sind.

In der «Jägerstube» nippt Waldemar Schön an einem Glas Johannisberger.

Früher berichtete Schön als Reporter aus Krisenregionen, heute für SRF über Fussballspiele, und bis vor kurzem hat er ein Restaurant geführt. Im Wallis hat er sich viele Feinde gemacht, weil er die Olympiakandidatur bekämpfte. Er sei schon immer gegen den Strom geschwommen, sagt er, habe sich nie eingefügt. «Ich habe nichts zu verlieren.»

Schön – graumelierter Dreitagebart, Glatze, weiche Gesichtszüge – füllt die «Jägerstube» mit seinem Lachen, beugt sich über den Tisch, schärft den Blick und sagt, er fände es schwierig, wenn wir ihn als den geläuterten Infantino-Freund hinstellen würden: «Das pauschale Gianni-Bashing nervt mich.»

Das wolle er nicht. «Das mit Infantino ist alles viel komplizierter.»

Dann beginnt er zu erzählen.

Infantino und Schön freundeten sich an der Universität Fribourg an. Infantino studierte Jura, Schön Betriebswirtschaft. Infantino teilte sich eine Wohnung mit Adrian Arnold, dem heutigen Sprecher des Schweizerischen Fussballverbandes und früheren SRF-Korrespondenten. In der Unimannschaft

kickten die Walliser zusammen, am Wochenende fuhren sie gemeinsam zurück nach Brig. Infantino fragte seinen Kommilitonen, ob er beim FC Folgore mitspielen wolle – dem Verein, dessen Präsident er war.

Anfangs bestritt das Briger Italo-Team vor allem Grümpelturniere. Dann krempelte Infantino den Verein um. Als er 18-jährig den Klub übernahm, hatte Infantino «ein Killerargument», wie er später erzählte. Damit habe er allen anderen Präsidentschaftskandidaten «den Knock-out versetzt»: Seine Mutter bot an, die Trikots zu waschen.

Um an Meisterschaften teilzunehmen, schloss sich der Verein dem FC Brig an. Auf der Geschina, dem Hauptrasen, durften sie nicht trainieren, der war der ersten und der zweiten Mannschaft vorbehalten. Sie mussten auf den Zeughausplatz ausweichen. Damals haben in Brig viele noch von den *«Drecks-Tschinggen»* gesprochen, wenn sie Italiener meinten.

Schön hütete das Tor, war einer von zwei Schweizern im Verein. Bei Folgore spielten die Aussenseiter. Schön fühlte sich da wohl.

Infantino sei kein lauter Mensch, sagen seine Freunde. Einer beschreibt ihn als «liebenswürdig, weich, angenehm, empathisch, engagiert». Nach einem frühen Herzinfarkt seines Vaters half Infantino im Kiosk am Bahnhof mit und habe sich da jeweils auf Klausuren vorbereitet.

Als sie zu einem Turnier nach Enschede in den Niederlanden fuhren und sich im Coffeeshop alle einen Joint reinzogen, da zögerte Infantino. Mit der Zeit ist er zwar lockerer geworden, aber überbordet hat er nie. Anders als die anderen, die am nächsten Tag erst in der zweiten Halbzeit merkten, dass das Spiel längst angefangen hatte.

So erinnert sich Schön.

Infantino war ein schlechter Fussballer. «Tanzt Gianni Walzer, bricht das Parkett», sagt Schön. Einmal holte Infantino zum Penalty aus und nahm beim Schuss ein ordentliches Stück Rasen mit. Der Ball rollte trotzdem irgendwie ins Tor. Infantino rannte vor Freude über den Platz. «Das war eine Gefühlsexplosion, die ihm niemand zugetraut hätte», erzählt Schön.

An der Universität trug er eine Aktentasche mit sich, gefüllt mit italienischen Fussballmagazinen. Schon während des Studiums hat er sowohl der Uefa als auch der Fifa Spontanbewerbungen geschickt und nur Absagen erhalten.

Nach der Universität hatten Schön und Infantino nur noch wenig Kontakt. Schön war überrascht, als er erfuhr, welche Karriere sein Studienfreund hingelegt hatte. Wenige Tage bevor Infantino Fifa-Präsident wurde, telefonierten sie wieder einmal miteinander, erinnert sich Schön.

Ja, er rechne sich Chancen aus, habe Infantino gesagt.

Da dachte sich Schön: Uff, ich habe da jemanden massiv unterschätzt.

Als Infantino gewählt war, schrieb Schön ihm einen Brief. Zeigen will er ihn uns nicht, das sei zu privat.

Später schickt er uns dann doch einen Ausschnitt.

«Ich möchte nicht in deiner Haut stecken, lieber Gianni», schrieb Schön. «Ich glaube dir, dass du den Fussball nach wie vor liebst. Ich glaube dir, dass dich das Geschäft mit dem runden Ding nicht wie so viele andere verdorben hat. Ich traue dir zu, dass du eine Wende herbeiführen kannst. Nicht morgen. Nicht übermorgen. Aber nächste Woche. Und im nächsten Jahr.»

Eine Antwort auf den Brief hat Schön nie erhalten.

2017 meldete sich Infantino noch einmal bei Schön. «Ich will, dass du einen Anlass in Brig moderierst», soll er ihm gesagt haben.

Damals holte Gianni Infantino Fussballstars in die Stadt und liess sie auf der Geschina spielen, jenem Rasen, der ihm früher verwehrt geblieben war.

Er nannte das Spiel «Gianni's Game». Maradona kam, Ronaldo kam, auch Alessandro Del Piero kam.

Später führten Journalisten «Gianni's Game» gerne als Beleg für den Walliser Filz an. Denn auch Oberstaatsanwalt Rinaldo Arnold stand auf dem Platz – ein Jugendfreund Infantinos und damals Präsident des FC Brig.

Arnold wurde öffentlich bekannt, weil er für Infantino ein Treffen mit dem Bundesanwalt eingefädelt hat, während dieser gegen die Fifa ermittelte. Und weil ihm Infantino eine Reise an den Fifa-Weltkongress in Mexiko, Tickets für den Champions-League-Final oder ein WM-Spiel vor Ort in Russland schenkte. Ein Strafverfahren gegen Arnold wegen Verdachts auf Vorteilsannahme stellte die Walliser Staatsanwaltschaft 2019 ein.

«Gianni's Game» sorgte auch unter den Wallisern nicht nur für Freude. Schön erinnert sich, wie am Tag danach Leute auf Facebook und in den Kommentarspalten des «Walliser Boten» schrieben: *«Z Tschinggerbotschi»* wolle es jetzt allen zeigen, dass er es in der grossen Welt geschafft habe.

Etwas, das wir immer wieder hören: die Erzählung vom Aufsteigersyndrom. Infantino dränge sich aus einem Bedürfnis nach sozialer Rache in den Vordergrund und suche deshalb die Nähe zu Reichen und Prominenten.

Freunde widersprechen. Vielleicht hätten ihn Mitschüler in der Primarschule gehänselt – aber am Gymnasium, im Fussballverein sicher nicht mehr.

«Gianni's Game» sei keine Angeberei gewesen, ist auch Schön überzeugt. Vielmehr habe Infantino etwas zurückgeben wollen. «Wir sollten Teil des Ganzen sein.» Infantino habe seiner Mutter und den Schwestern in Brig auch keine Paläste gebaut, obwohl das für ihn ein Klacks gewesen wäre. Sie hätten das nie gewollt. Seine Mutter lebt in einer einfachen Blockwohnung.

Waldemar Schön erinnert sich gerne an jenen Sommerabend zurück, der auf «Gianni's Game» folgte. Damals sassen sie auf der Terrasse des Hotels Du Pont am Marktplatz an einem Tisch mit Diego Maradona und Gianluigi Buffon. Schön suchte an diesem Tag zwei-, dreimal die Gelegenheit, um mit Infantino zu reden – ihm zu sagen: «Werd nicht zum Sonnenkönig. Auch wenn dich teure PR-Büros beraten, hör auch auf alte Freunde. Pass auf.»

Er bedauert, dass es nicht dazu kam.

«Wann habt ihr Zeit?»

Bevor wir nach Zürich zurückreisen, treffen wir am Bahnhof Brig Hans-Peter «Heipi» Berchtold.

Er trägt eine «Camp David»-Jacke, einen Vollbart und redet manchmal so schnell, dass er sich verhaspelt. Im Wallis gilt er als Lokalsport-Lexikon. 33 Jahre lang leitete er das Sportressort des «Walliser Boten» und schaffte es wohl als einziger Lokaljournalist der Welt, sich wiederholt bei Fussballweltmeisterschaften akkreditieren zu lassen. Sepp Blatter sei Dank.

Seit Anfang Jahr ist er pensioniert, schreibt aber weiterhin als freier Mitarbeiter für die Lokalzeitung. Infantino kennt er länger als viele seiner Berufskolleginnen. Schon als dieser noch Jurist bei der Uefa war, schrieb Berchtold über ihn. In frühen Berichten bezeichnete er Infantino als «den in Brig aufgewachsenen Italiener». Heute besitzt Infantino neben der italienischen und der schweizerischen auch die libanesische Staatsbürgerschaft; seine Frau stammt aus dem Libanon.

Bis heute ist Infantino im Zürcher Handelsregister als in Trélex wohnhaft aufgeführt, obwohl er vor fast zehn Jahren aus dem Dorf bei Nyon weggezogen ist. Über seinen Wohnort wird oft spekuliert. Wohnt er im Kanton Zürich? In Zug? Katar? Paris? Miami?

Infantino sei heute Weltbürger, sagt Sportjournalist Berchtold. «Er ist kein Briger mehr.» Und: «Seit ‹Gianni's Game› wurde er hier nie mehr gesehen.»

In Medienberichten heisst es, Infantino soll in kleiner Runde sogar schon einmal seinen Schweizer Pass gezückt und gesagt haben: «Nimm ihn, den brauche ich nicht mehr.» Ob das stimmt, können wir nicht verifizieren.

Nach unserem Ausflug ins Wallis stellen wir fest: Wir wissen jetzt zwar viel über den jungen Infantino, doch die allermeisten Personen, die wir in der Schweiz treffen, kennen den heutigen Weltbürger Infantino kaum – jenen Infantino, der sich mit Diktatoren trifft und Donald Trump die Hand drückt.

Infantino 2016 und Infantino 2026 leben in anderen Welten.

Das hat viel damit zu tun, wie er die Fifa in dieser Zeit umgebaut hat.

Nach den grossen Korruptionsskandalen 2015 führte die Fifa eine unabhängige Governance-Kommission ein, stärkte die Ethikkommission und gründete einen Menschenrechtsbeirat. Doch all diese Gremien hat Infantino gezielt entmachtet. Der Leiter der Governance-Kommission wurde faktisch gefeuert, der Menschenrechtsbeirat still aufgelöst. Und Infantino setzte durch, dass der Fifa-Rat – dessen Vorsitzender er selbst ist – alle Mitglieder der Kontrollgremien selbst ernennen und absetzen kann.

In zehn Jahren hat Infantino enorme Macht angehäuft. Der Basler Professor und Korruptionsexperte Mark Pieth, der einst bei der Fifa für die Reformen zuständig war, sagt, Infantino agiere wie ein «moderner Autokrat».

Pieth vergleicht die Fifa unter Infantino mit dem Vatikan: Es gebe keine Kontrollinstanzen mehr, die ihn bremsen könnten. Und Infantino empfinde vermutlich so wie schon Sepp Blatter, dass über ihm nur Gott stehe.

Was macht das mit einer Organisation?

Was macht das mit einem Menschen?

Eine Person, die bis vor kurzem bei der Fifa mit Infantino zusammenarbeitete, will uns diese Fragen beantworten. Es klingelt an der Tür der Republik-Redaktion. Auch hier gilt: keine Namen. Und wir

dürfen keine Informationen verwenden, die Rückschlüsse auf die Identität der Person zulassen, darum können wir sie hier auch nur spärlich zitieren.

Die Person sagt nach dem ersten Treffen, sie sei sich nicht sicher, ob sie sprechen wolle. Sie müsse zuerst Vertrauen aufbauen, das sei alles heikel.

Einige Tage später schickt sie uns eine SMS: «Wann habt ihr Zeit?»

Zum Termin erscheint die Person mit 13 ausgedruckten Seiten Papier, auf denen sie Gedanken zur Zusammenarbeit mit Infantino aufgeschrieben hat.

Sie beschreibt Infantino als kühlen Manager, desinteressiert gegenüber seinen Mitarbeiterinnen. 80 Prozent der Angestellten hätten noch nie mit Infantino gesprochen. Bei den Fifa-Mitarbeiterfeiern in Zürcher Clubs – im Xtra, im Aura – bleibt er meistens fern. Wenn er in Zürich sei, was nur selten vorkomme, gehe er Mitarbeitern aus dem Weg.

Entscheidungen würden von wenigen Personen gefällt. Personen aus Infantinos Umfeld würden schnell in Schlüsselpositionen gelangen. Das zeigt sich zum Beispiel an der Funktion des Generalsekretärs, der offiziellen Nummer zwei bei der Fifa, zuständig für das Geschäft und die Verwaltung.

Nach seiner Wahl holte Gianni Infantino die Senegalesin Fatma Samoura, eine ehemalige Uno-Diplomatin, an seine Seite – als erste Frau in dieser Position. Doch ihr fehlte jedes Wissen über die Fussballindustrie. In einem Lagebericht nannte Infantinos Chefstratege Samoura eine «totale Fehlbesetzung».

Alexander Koch, der ehemalige Fifa-Pressesprecher, berichtet: Anfangs habe sich Samoura noch engagiert, doch Infantino habe sie «kaltgestellt». Am Ende habe sie ihre Zeit bei einem Fixgehalt von 1,3 Millionen Franken vor allem mit «Shoppen oder auf dem Golfplatz» verbracht.

Auf Samoura folgte Mattias Grafström, ein Freund Infantinos und sein langjähriger Stabschef.

Bereits Grafströms Mutter arbeitete bei der Uefa, wo ihr Sohn zunächst als junger Student jobbte und Infantino kennenlernte. Wer Zugang zu Infantino will, muss an Grafström vorbei. Der ehemalige Fifa-Pressesprecher Koch glaubt, dass Infantino ihn auf diesen Posten gesetzt hat, weil Grafström «definitiv nicht gegen ihn arbeitet». Andere Fifa-Funktionäre werden noch deutlicher: Grafström sei der «bestbezahlte Kofferträger der Welt».

Eine weitere Personalie aus Infantinos engstem Kreis ist Federico Raviglione, der sich auch schon als «Vertrauensmann» von Infantino bezeichnet hat und dessen steilen Aufstieg sich intern niemand erklären kann. Der Italiener wurde 2017 als 29-Jähriger direkt ins Präsidialbüro rekrutiert, als er noch kaum Berufserfahrung hatte. Seit 2023 leitet er das Büro. An der WM in Moskau lernte Raviglione seine spätere Frau kennen; die Russin pflegt einen Instagram-Account und gewährt Einblicke ins Leben von Infantinos rechter Hand: Luxushotels, Treffen mit Fussballstars, Logenplätze für die Familie.

Viele Fifa-Mitarbeiterinnen kriegen einen hohen Lohn und jetten um die Welt. Aus Sorge, diese Privilegien zu verlieren, nehmen sie die Missstände hin. «Ein mafiöses Konstrukt», sagt eine Person, die seit Jahren im Spitzenfussball tätig ist. Wer aufmuckt, werde nicht gehört, zermürbt oder entlassen.

Infantino misstraue grundsätzlich allen, sagt ein weiterer früherer Fifa-Mitarbeiter, der ungenannt bleiben möchte. «Was variiert, ist der Grad des Misstrauens. Bei denjenigen, die ihm ganz nahe stehen, ist es etwas kleiner als bei den anderen. Aber sein Misstrauen, das bleibt bei allen.»

Eine Person, die Infantino seit langem kennt, ihn als Freund bezeichnet und mit dem Fussballgeschäft vertraut ist, sagt, es gebe niemanden in seinem abgeschotteten Zirkel, der noch ehrlich zu Infantino sei. Etwa bei dem Friedenspreis für Trump warne: «So etwas kannst du unmöglich machen.»

Ein Beispiel für diese Kultur der Kritiklosigkeit liefert Infantinos Pressechef im Februar. Er stilisiert seinen Chef zum empathischen Anführer und erzählt offen, dass er keine Ahnung hatte, was Infantino 2022 in jenem inzwischen legendär gewordenen *«Today I feel gay»*-Monolog in Katar habe sagen wollen. Darin sagte Infantino wechselweise, er fühle sich «katarisch», «arabisch», «afrikanisch», «schwul», «behindert» und «als Wanderarbeiter».

Statt sich zu fragen, warum Infantino ihn, seinen Pressechef, vor dieser Rede nicht konsultiert hatte, fragt dieser: «Sollte Infantino in einer inklusiven Gesellschaft nicht das Recht haben, sich frei zu äussern?»

«Schau dir mal die Zahlen an. Das ist der Wahnsinn!»

In der Schweiz tun sich Gräben auf: links gegen rechts, Stadt gegen Land, alt gegen jung. Aber auf manches kann man sich verständigen: Eine Cremeschnitte ist lecker, Gianni Infantino böse und die Fifa hoch korrupt.

Einer seiner Freunde erzählt uns, auch wenn Infantino unnahbar wirke, verletzte ihn die Kritik. Besonders, dass er in der Schweiz wie ein «Schwerverbrecher» dargestellt werde und sein Image hier irreparabel zerstört sei.

Was also, wenn das Problem weniger Infantino selbst ist? Was, wenn der Migrantenjunge schlicht zu gross, zu mächtig geworden ist für die Schweiz? Etwas, das man hierzulande ja nur ungern sieht. Um Antworten zu finden, suchen wir einen der wenigen Schweizer Verteidiger Infantinos auf. Wir fahren in die tiefste Agglomeration Zürichs: nach Volketswil.

Hier, im Industriequartier, befinden sich die Studios von Blue Sport. Das Pay-TV-Angebot der Swisscom hat vor einigen Jahren dem Schweizer Fernsehen die Rechte an der Champions-League-Übertragung weggeschnappt. Fussball ist das Hauptgeschäft des Senders.

Andreas Böni, Chefredaktor von Blue Sport, begrüsst uns in der Lobby, lobt die Intensität unserer Handshakes und lacht mit dem ganzen Gesicht.

Am Ende des Gesprächs atmet er tief durch und gesteht uns, dass er lange überlegt habe, ob er sich überhaupt erst mit uns treffen solle.

Böni war der Journalist, dem Infantino am Tag nach seiner Wahl die Geschichte von der Bluttransfusion erzählte. Seither verteidigt er ihn immer wieder. Sieht er etwas in Infantino, was alle anderen übersehen?

Wir fragen Böni, wann er gemerkt habe, dass Infantino aussergewöhnlich ist.

Während seines ersten Wahlkampfs fürs Präsidium, sagt Böni: «Gianni hat die Wahl mehr oder weniger allein gewonnen.» Er sei unglaublich fleissig, jettete um die Welt, traf Menschen in allen Ländern, übernachtete in Flughäfen. «Einen solchen Ehrgeiz hatte ich zuvor noch nie erlebt.»

Und das habe sich nicht geändert. Infantino sei 300 Tage im Jahr unterwegs.

In seiner Amtszeit habe er viel getan für den Fussball. Er habe für die Einführung des Videoschiedsrichters gekämpft, den Frauenfussball in den Fifa-Statuten verankert, ein Comeback der afghanischen Frauen-Nationalmannschaft ermöglicht. Gianni sei eindeutig der bessere Manager als sein Vorgänger.

«Schau dir mal die Zahlen an. Das ist der Wahnsinn!» Fussball sei ein Game mit 211 Nationen. Das zu managen, sei eine Leistung.

So hat sich Infantino auch ein so dichtes Beziehungsnetz aufgebaut wie vermutlich kaum jemand in der Schweiz.

«Infantino», sagt Böni, «wurde zum mächtigsten Mann der Schweiz.»

Zumindest diese Einschätzung teilen viele.

Recherchen des Fussballmagazins «Josimar» zeigen, dass Infantino allein während der Covid-Pandemie 600'000 Kilometer im Privatjet zurücklegte. Auf diesen Reisen trifft er auffällig viele Autokraten: Putin, Milei, Bolsonaro, Duterte, Modi, Erdoğan, Museveni, Biya, Aliyew, Bukele, Rohani.

Infantinos Kritikerinnen werten das als Beweis für seinen Opportunismus: Er arbeite mit jedem zusammen, der seinen Zielen dient – auch mit Leuten, die foltern, töten und unterdrücken.

Fairerweise muss man sagen: Wer einen globalen Verband leitet, kommt in einer Welt voller Autokraten nicht an Autokraten vorbei.

Andreas Böni wirft den Infantino-Kritikern eine eurozentrische Sichtweise vor. In seiner Position könne man gegen die Mächtigen dieser Welt «nicht rebellieren», sondern müsse sich arrangieren.

Infantino selbst sagte einmal: Der Fussball dürfe nicht in jeden ideologischen oder politischen Streit hineingezogen werden, der gerade tobe.

Das Problem ist aber nicht nur, dass Infantino einige der schlimmsten Menschenrechtsverbrecher unserer Zeit trifft, sondern wie er es tut.

Zum Beispiel bezeichnete er den ruandischen Autokraten Paul Kagame als «einen hervorragenden Partner». Keinen anderen Staatsmann hat Infantino in seinen zehn Jahren als Fifa-Präsident so oft getroffen wie Kagame, der seine Gegner in Gefängnissen aushungern und foltern lässt.

Ein weiteres Beispiel: der saudische Diktator Mohammed bin Salman, der den Journalisten Jamal Khashoggi in der Botschaft in Istanbul zerstückeln liess. Beim Eröffnungsspiel der WM 2018 in Russland lachten und scherzten die beiden und spielten vor Millionen Zuschauerinnen «Schere, Stein, Papier». Und sie treffen sich nicht nur zum Fussball, sondern auch bei Boxkämpfen und E-Sports-Turnieren.

Die Treffen sind alle dokumentiert. Infantino will, dass man sieht, mit wem er sich umgibt. In jedem Stadion der WM 2022 in Katar war im VIP-Bereich ein eigener Raum für ihn und seine Gäste reserviert, in denen sie diskrete Gespräche führen konnten.

Jemand, der solche Treffen aus der Nähe miterlebte, erzählt uns: Infantino nutzte die Begegnungen auch, um seine Sichtbarkeit zu steigern. Die TV-Regie in Katar soll die Vorgabe gehabt haben, den Fifa-Präsidenten in jeder Partie mindestens einmal ins Bild zu nehmen – und dabei jederzeit sicherzustellen, dass er nie allein in der Loge zu sehen war.

Andreas Böni verteidigt Infantino nicht uneingeschränkt. Doch weil es schon viele gebe, die Infantino kritisierten, wolle er eine andere Perspektive einbringen.

Wir fragen Böni, was er von Infantinos Nähe zu Diktatoren und Autokraten hält. Böni sieht das nicht nur negativ.

Es zeuge vielmehr von Pragmatismus, sagt Böni, um Mega-Events wie die Weltmeisterschaft überhaupt noch durchführen zu können: «Du musst alle Mittel ausschöpfen, damit du die Turniere über die Bühne bringen kannst.»

«Frieden auf der Welt oder so»

Am Fifa-Kongress in Vancouver Ende April, sorgt Infantino für eine Szene, die das ganze Rätsel unserer Recherche in sich trägt: Glaubt Infantino wirklich, was er erzählt, dass der Fussball – und damit er selbst – die Welt zum Besseren verändern könne?

Oder ist diese Rhetorik nur Machtkalkül?

Infantino fordert vor laufenden Kameras die Vertreter des israelischen und des palästinensischen Fussballverbands auf, sich die Hand zu reichen.

Der Palästinenser weigert sich. Infantino redet energisch auf ihn ein. Doch der Palästinenser will nicht einmal in die Nähe des Israeli treten. Die Kamera zoomt heraus, um die Blamage zu kaschieren. Infantino versucht zu glätten und sagt, das seien sehr komplexe Angelegenheiten. Man werde aber nie aufgeben.

Einer, der in Vancouver dabei war, sagt: «Infantino sieht die Realität nicht mehr.» Er habe wie Trump als grosser Friedensstifter auftreten wollen. «Er versuchte wohl, sich selbst für den eigenen Friedenspreis zu positionieren.»

Am diesjährigen WEF in Davos erzählte Infantino, Staatschefs hätten ihn nach der WM-Qualifikation ihres Landes angerufen, um sich zu bedanken. «Gianni», sollen sie gesagt haben, «Gott sei Dank haben wir uns qualifiziert, so habe ich wenigstens Frieden in meinem Land und keine Bürgerkriege.»

Wäre er nicht Fifa-Präsident geworden, sagte Infantino einmal, würde er irgendwas anderes machen: «Frieden auf der Welt oder so.»

Ganz besonders engagiert sich Infantino für den Frieden in Gaza.

Letztes Jahr tauchte er bei einem Nahost-Friedensgipfel in Ägypten auf, bei dem ein von Trump vermitteltes Abkommen zwischen Israel und der Hamas unterzeichnet wurde. Donald Trump hatte ihn dazu eingeladen.

Dann trat Infantino beim ersten Treffen von Trumps «Board of Peace» auf.

Er verkündete eine «echte Partnerschaft» zwischen der Fifa und dem Gremium und unterzeichnete ein Kooperationsabkommen, das Fussballfelder und ein Nationalstadion in Gaza vorsieht. Dazu präsentierte er ein KI-Video, in dem lachende Kinder zwischen Ruinen Fussball spielen.

Die Fussballplätze in Palästina werden teilweise auch durch die Schweiz finanziert. Dokumente, welche die Republik gestützt auf das Öffentlichkeitsgesetz erhalten hat, zeigen, wie sich die Fifa darum bemühte, Schweizer Mittel für Fussballfelder in Gaza zu sichern. Zuerst gab es im Aussendepartement Widerstand, man befürchtete «ein falsches Signal in der Öffentlichkeit» und wappnete sich für Fragen wie: «Die Fifa ist ein milliardenschweres, gewinnorientiertes Unternehmen. Warum finanziert die Fifa dieses Projekt nicht selbst, sondern der Schweizer Steuerzahler?»

Oder: «Wieso ist es erste Priorität der Schweiz, Fussballfelder zu bauen, wenn die humanitäre Not der Menschen enorm gross ist?»

Schliesslich sprach die Schweiz 120’000 Franken für den Bau von zwei Mini-Fussballfeldern im Westjordanland. Im Anhang des Vertrags zwischen der Fifa und dem Schweizer Aussendepartement finden sich KI-generierte Bilder: Hochglanz-Fussballplätze inmitten von Bombenruinen, auf der Seitenbande mehrfach der Fifa-Schriftzug direkt neben dem Schweizer Kreuz. Als Projektpartner erhalte die Schweiz ein «Recht auf Branding», schreibt ein Mitarbeiter des Aussendepartements in einer Nachricht an den Bundesrat.

Die Palästinenserinnen selbst finden das alles gar nicht so toll.

«Wir verlangen von der Fifa nicht, einen politischen Konflikt zu lösen, wir verlangen, Fussball zu organisieren», sagte ein palästinensischer Fussballvertreter kürzlich zu Infantinos Vorgehen. Vom Abkommen zwischen der Fifa und dem «Board of Peace» wusste der palästinensische

Fussballverband nichts. Dass man ein neues Nationalstadion erhalten solle, habe man zeitgleich mit der Öffentlichkeit erfahren, sagte dessen Präsident.

Im Februar haben palästinensische Interessenverbände eine Beschwerde gegen Infantino beim Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag eingereicht. Darin beschuldigen sie Infantino der Beihilfe zu Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. In der Klageschrift wird der Fifa vorgeworfen, israelische Siedlermannschaften aus besetztem palästinensischem Gebiet aufgenommen und unterstützt zu haben.

Was steckt also hinter Infantinos Inszenierung als Friedensengel?

Wir rufen Sebastian Sons an, einen deutschen Islamwissenschaftler mit Forschungsschwerpunkt Golfmonarchien, der sich seit Jahren mit Infantinos Rolle im Nahen und Mittleren Osten beschäftigt. Er sagt, er sehe Infantino nicht als jemanden, der über Fussball Frieden bringen wolle.

Infantino handle vielmehr aus Geschäftsinteressen. Er müsse die Fifa mit Geld füttern, um an der Macht zu bleiben.

Sein Engagement für den Frieden, sagt Sons, sei nichts anderes als die Fortsetzung jener Dreiecksbeziehung, die er seit Jahren pflege: zu Donald Trump, zu Mohammed bin Salman und zu Sheikh Tamim, dem Emir von Katar. Besonders für die Golfstaaten sei Infantino «ein Glücksfall», so Sons.

Die Fifa vergab die Weltmeisterschaft 2034 an Saudiarabien. Infantino orchestrierte die Abstimmung so, dass die Saudis ohne Gegenkandidatur blieben und Kritikerinnen nicht zu Wort kamen. Der saudische Staatsfonds unterstützt Fifa-Projekte schon seit Jahren mit Milliardenzahlungen.

Bei Infantino müssen die Saudis keine Überzeugungsarbeit leisten. Niemand pocht auf Compliance, niemand meldet moralische Bedenken an. Diese Nähe unterstreicht er symbolisch: mit einem Wohnsitz in Katar, Besuchen in Saudiarabien, seinem Engagement in Gaza, der libanesischen Staatsbürgerschaft – alles Zeichen, die in der golfarabischen Region als Respektsbekundung gesehen werden. Infantino agiert, so Sons, als «Strippenzieher» – die Vergabe der Fussball-WM nutze er als Druckmittel.

Nick McGeehan teilt diese These. Er gilt als einer der profiliertesten Infantino-Kritiker; unter seiner Leitung hat die Organisation Fair Square bei der Fifa-Ethikkommission Beschwerde gegen die Friedenspreis-Verleihung an Trump eingereicht und in einem Bericht festgehalten, dass sich Teile der Fifa-Governance unter Infantino sogar weiter verschlechtert haben.

McGeehan sagt, viele unterschätzten die Kraft des Fussballs. Autokraten nutzten dessen Anziehungskraft: «Mit Fussball laden sie ihre Politik mit emotionaler Legitimität auf.» Daraus erwachse die Macht Infantinos. Sein Angebot laute: Wer genug zahlt, darf diese Kraft für politische Ziele nutzen.

Deals mit Autokraten bergen aber stets Gefahren. Das wisse Infantino.

2021 holte Infantino Carlos Cordeiro als Berater an seine Seite. Cordeiro hatte zuvor wegen sexistischer Bemerkungen als Chef des US-Fussballverbands zurücktreten müssen. Heute agiert Cordeiro mit einer Lobbyingfirma im Rücken als politischer Fixer für Infantino: Er pflegt das Beziehungsnetz der Fifa in den USA und verschafft Infantino damit Zugang zur US-Regierung, für die Cordeiro gemäss eigenen Angaben ebenfalls als Berater tätig ist.

Kurz: Infantino hat seinen Mann in die Trump-Regierung eingeschleust.

Eine Person, die den US-Fussball aus nächster Nähe kennt, sagt uns: Infantino habe Cordeiro nach dessen Sturz den Weg zurück in den Fussball geebnet – weil dieser ihm Türen zur politischen und wirtschaftlichen Elite öffnete und dafür zurück in den Fussball kam. Sie benutzen sich gegenseitig.

Wer verstehen will, warum Infantino sich derart bei Donald Trump anbiedert und sogar ein Büro im Trump-Tower gemietet hat, muss sich mit dem Geschäftsmodell der Fifa befassen.

Der Verband trägt ein Klumpenrisiko, denn sein Geld verdient er fast ausschliesslich mit der WM alle vier Jahre: Das Gastgeberland schultert dabei beinahe alle Kosten, während die Fifa die Einnahmen kassiert – McGeehan nennt das einen *«scam»*. Infantino habe erkannt: Sobald Trump merke, dass die Fifa ihn bei der WM ausnehme, werde es brenzlig.

Nichts hasst Donald Trump mehr, als über den Tisch gezogen zu werden.

«Die Kosten der peinlichen Aktionen sind für Infantino viel geringer als das Risiko, Trump zu verärgern», sagt McGeehan. «Das ist alles kalkuliert.»

«Riem dr Göich, de tüöd är öich»

In der Brasserie in Brig sagt uns Waldemar Schön, Infantinos Freund aus Jugendtagen, etwas, das dazu passt: Infantino sei der am meisten unterschätzte Schweizer.

Als Infantino zur Fifa kam, dachten viele aus der alten Garde, da komme nun dieser blasse Migrantenjunge, der vom Apparat wieder ausgespuckt würde, bevor er sich überhaupt eingearbeitet

hätte. Die Fussball-Alpha-Männer haben ihn nie respektiert – das zieht sich durch alle Gespräche mit ihnen durch.

Bis heute sehen sie in Infantino einen Schwächling, der sein fragiles Ego aufpumpe.

Schön sagt, diese Männer hätten Infantino nie verstanden. Sie hielten für eine Schwäche, was in Wahrheit seine Stärke sei.

Im Oberwallis lernt man früh, sich in komplexen Gesellschaften zu bewegen.

Schön erklärt das so: «Hier wirst du entweder Teil des Geflechts – und damit Teil des Problems, das du nicht mehr bekämpfen kannst, ohne dich selbst zu bekämpfen. Oder du rebellierst – dann giltst du bald als Feind.»

Infantino manövriert auf diesem Grat, als wäre es eine Autobahn.

Zum Beispiel habe Infantino ein altes Oberwalliser Machtprinzip auf der Weltbühne perfektioniert, sagt Schön: *«Riem dr Göich, de tüed är öich.»*

Was?, fragen wir.

«Rühmt den Trottel, dann macht er euch alles.»

Für Gianni Infantino hat das bislang funktioniert: In zehn Jahren hat er seine Entschädigung verdreifacht, 2027 dürfte er ohne Gegenkandidat zu seiner offiziell letzten Amtszeit antreten, und die Schweizer Justiz konnte ihm nie etwas nachweisen. Sie hat der jahrelang dokumentierten Korruption bei der Fifa nichts entgegenzusetzen – einem Verein mit Milliardenumsatz.

Und nun wird Gianni Infantino in wenigen Tagen die grösste Sportveranstaltung eröffnen, die die Welt je gesehen hat.

Viele Gesprächspartner sagen, seit Infantino gemerkt habe, dass es für die eigene Fussballkarriere nicht reiche, treibe ihn der Wille an, anderweitig in die Geschichte einzugehen – nicht auf, sondern halt neben dem Rasen.

Letztes Jahr liess er auf die vergoldete Trophäe der Klub-WM eingravieren, nun breche das «goldene Zeitalter des Klubfussballs» an – inspiriert durch ihn, «den Fifa-Präsidenten Gianni Infantino».

Gerne hätten wir auch mit ihm selbst über seine Zukunft gesprochen.

Berufskollegen aus dem Sport haben uns früh gesagt: Vergesst es. Infantino gebe keine Interviews mehr, in denen ihm kritische Fragen gestellt würden. Er rede nur noch mit Journalistinnen, wenn er vorab sicherstellen könne, dass keine unbequemen Themen aufgeworfen würden.

Die letzten kritischen Fragen an einer Pressekonferenz beantwortete er 2023.

Die allermeisten Medienanfragen ignoriert die Fifa komplett.

Umso überraschter waren wir, als das Telefon klingelte und sich ein Fifa-Pressesprecher meldete. Er wolle wissen, woran wir arbeiteten, sagte er. Er werde schauen, was möglich sei. Es musste sich wohl herumgesprochen haben, dass wir im privaten Umfeld Infantinos recherchierten.

Einige Tage lang hofften wir. Gehört haben wir aber danach nichts mehr.

«Wer Dialog verweigert, signalisiert: Ich brauche euch nicht mehr», sagt Waldemar Schön, als wir ihm davon erzählen. «Ich hatte grosse Erwartungen an Gianni», fährt er fort und schüttelt den Kopf. «Nicht eine wurde erfüllt.»

«Sind Sie wütend auf Ihren Jugendfreund?», fragen wir, als in der «Jägerstube» gerade der Espresso serviert wird.

Schön überlegt lange. «Eher enttäuscht», sagt er dann.

«Nicht persönlich – mir spielt es keine Rolle, ob wir Kontakt haben oder nicht. Es ist mir scheissegal, ob ich seine Telefonnummer habe.»

Dann zeigen wir auf den Nachbartisch und fragen: Was würden Sie ihm sagen, wenn Infantino sich jetzt da vorn auf den Stuhl setzte?

«Ich bringe den blitzgescheiten Gianni, der sich früher sozial engagiert und sich für andere eingesetzt hatte, wirklich nicht mehr mit dem Gianni von heute zusammen», antwortet Schön. «Ich hätte also schon ein paar Fragen an ihn.»

Zum Beispiel?

«Wer bist du, Gianni?», sagt Schön. «Wer zur Hölle bist du?»